

# Das Zeichen

Autor(en): **Wenger-Ruutz, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576258>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Am Rhein bei Kehl. Nach Federzeichnung von Emil Bollmann, Winterthur-Düsseldorf.

## Das Zeichen.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Erzählung von Lisa Wenger-Kuus, Basel.

Das Tal, an dessen Ende der Herentkessel mit seinen Felsblöcken die tobenden Wasser des Dündenfalles auffängt, ist flach und eben wie Meeresboden. Rings herum ist es eingeschlossen von grauen starrenden Felswänden, über die hinunter die brausenden Bäche sich in die Tiefe stürzen. Von weit her hört man das Donnern der fallenden Wasser. Sonst ist's still und einsam im „Tschingel“ bis weit hinein in den Wald, der das Tal abschließt von der übrigen Welt.

Kein Wagen fährt, kein Tier wird laut, keine Glocke klingt, und auch die Menschen, die dort wohnen, schweigen; denn es ist ein Totes im Haus — — — —

Ein einziger, ausgedehnter Bauernhof steht dort, und noch vor wenig Tagen herrschte warmes Leben auf dem Hof, dessen mächtige Strohdächer dunkelgrau gefärbt sind von Wind und Wetter und an denen kein ungerades Hälmchen geduldet wird. Die Scheuern sind gefüllt mit weithinduftendem Heu, aber die großen Ställe stehen leer; denn alles Vieh ist auf der Alp, beim Sennen des obern Gwindli.

Dort bleibt Senne und Vieh den Sommer über, und derweil ist der Hof unten leblos und einsam und wartet auf den Herbst, wo fröhliches Lärmen einkehren wird und die Haustiere den Menschen wieder das Da-sein schmücken.

Dennoch vernahm man Stimmen, eine laute, kräftige, und eine andere, die man mehr fühlte als hörte, so leise Klang sie. Es war die Bäuerin vom Tschingelhof und ihre einzige Tochter. Sie standen zwischen den Bohnen und sammelten das grüne Gemüse in einen Korb. Die Bäuerin war groß und stattlich, mit einem von Hitze und Eifer feuerroten Gesicht. Sie pflückte und pflückte und warf die Bohnen mit Wucht in den Weidenkorb. Manchmal fiel eine daneben, und dann bückte sich die Tochter jedesmal und hob sie auf. Liseli

war nicht groß und zartgebaut, mit einem feinen Gesicht und ernstern blauen Augen. Sie war ihres Vaters Ebenbild, und, wie er, lachte sie über wenige Dinge.

Die beiden hingen aneinander, und wenn es im Hause ein Unwetter gegeben, so machte sich der Vater in die Nähe der Tochter und strich ihr über das dunkelblonde Haar. Worte brauchte er dabei keine zu machen, er und Liseli verstanden einander. Katri, die Bäuerin, hatte sich schon laut und leise über das Wesen der beiden ärgern müssen.

„Sind das auch Bauersleute!“ schalt sie, wenn sie bei ihrer Vertrauten, der Base, saß und aus deren hundertjährigen geblumten Tasse Kaffee trank. „Daß das Liseli solch ein Häpeli ist, wundert mich nicht, sie ist Vaters Tochter; aber woher der Sami es hat? Die andern Tönnen sind alles starke und feste Kerle! Er wird es von seinem Großvater geerbt haben; der soll auch so einer gewesen sein, der das Gras wachsen hörte und vierblättrige Kleeblätter ungefucht fand, so ein stiller, beschaulicher, schwernehmerischer!“

Die Base zuckte die spitzen Schultern.

„He, was willst du! Einer, der sich aufgehängt hat, weil er mit der Frau nicht ausgekommen ist! So etwas ist doch seit Menschengedenken nicht vorgekommen! Da hat eben dein Liseli auch davon erwischt!“

„Es ist sonst ein braves Kind,“ sagte Katri; „Kummer hat es mir eigentlich nie gemacht; aber es ist nicht, wie die Meitschi sonst sind! Wenn es nur sitzen und nähen und sinnieren kann und jedes Mösli abwaschen und jedes Nisli flicken! Und seine Stube sieht aus, als hätten die Engel sie aufgeräumt! Aber zum Tanzen geht es nicht, von einem Schatz will es nichts wissen, und eine Freundin hat es eigentlich auch nicht! Immer sitzt es allein, und am liebsten geht es hinauf mit den Geißen und hütet den ganzen Tag lang. Ich

hätte, weiß Gott, nicht gedacht, daß ich einmal so ein Meißchi haben würde! Da bin ich ein anderes gewesen!"

Das glaubte man Katri aufs Wort. Breitspurig, strohend von Kraft und Willen saß sie da. Heißblütig und gutmütig, jähzornig und freigebig war sie; das las man aus ihrem großen offenen Gesicht.

Auch heute beim Bohnenpflücken ließ sie ihrer Energie die Zügel schießen.

"Und kurz und gut, du gehst mir ein halbes oder ein ganzes Jahr in die Stadt! Ins Welschland hast du auch nicht gewollt, wohin etwa Töchter aus hablichen Familien gehen! So ein paar Monate unter fremden Leuten dienen müssen ist dir nur gesund! Das ewige Alleinsein und Schweigen macht dich ja sturm! In Bern siehst du dann, wie es etwa unter Menschen zugeht, kommst etwa auf einen Tanzboden oder auf einen Markt und wirfst wie andere Mädchen auch sind!"

"Aber, Mueti," jagte Liseli und strich sich mit einer schüchternen Gebärde über die Haare, „was willst du mich auch von daheim wegtreiben! Du brauchst mich doch hier, und ich bin am liebsten bei euch!"

"Larifar! Das Anneli von der Baje kommt gern ein wenig zu uns, um mir zu helfen; sie sind drei daheim... Und gerade das sollst du ja lernen: nicht immer daheim hocken wollen! Du brenntest einem ja noch an!"

"Ach, Mutter, ich kanns gewiß vor Heimweh in der Stadt nicht aushalten, wenn ich die Blüemlisalp nicht mehr sehe und die Fälle nicht mehr höre! Und dann meine Geißen? Die Bluemi stirbt gewiß, wenn ich fort gehe!"

"Und fertig, abgemacht, du gehst! Ich will im Blättli nachsehen, wo etwa eine gute Stelle für dich wäre! Kleider hast du, die Schuhe kannst du in Kiental pläzen lassen, und das Schloß an der alten Truhe mit den Tulipen drauf macht dir der Vater! Bäschelen kann er ja! So, und sonst wüßte ich nicht, was dir noch fehlen sollte!"

Sie schwieg, und Liseli schwieg auch. Die Bienen summten über dem Bohnenplätz, und das dumpfe Brausen der Wasserfälle wurde nur hie und da durch ein rufendes Meckern der weidenden Ziegen überdönt.

Salb war der Korb voll, und Katri und Liseli gingen ins Haus und stellten ihn dort in eine Ecke, um ihn nach dem Essen wieder hervorzunehmen und die Bohnen abzufädeln.

In der Stube war es kühl und roch es nach frischem Bauernbrot und Kaffee, den die Magd eben auf den Tisch stellte nebst einer glustigen Erdäpfelrösti.

Die Uhr in dem wurmstichigen Gehäuse schlug sechs. Vor der Küchentüre erhob sich ein mächtiges Krachen und Scharren der Schuhe; denn Katri duldete nicht, daß Schuhe mit Roß- und Kuhmist daran unter ihren Tisch gesteckt wurden.

Ungerufen kamen der Bauer und der Knecht. Nie ließen sie warten, mußten aber auch selber nie warten. Mit einem „Segnis Gott!“ setzte sich der Bauer Sami Tönnen auf die Stabellie oben am Tisch und nach einem lauten „Danke Gott!“ der Knecht neben ihn.

Auf der andern Seite des Bauern saß Katri, eine mächtige dickbauchige Kaffeekanne neben sich, die auf ihren drei Beinen fest und sicher stand und zum Hof und

seinen Insassen gehörte wie die alte, ausgediente Uhr, die alle Wochen einmal streifte, und das alte, unförmliche Brotmesser, mit dem schon Samis Großvater das Brot geschnitten. Katri nahm es auf und schnitt fingerdicke Stücke herunter.

Seit Menschengedenken waren die Bauern auf dem Tschingelhof dafür bekannt, daß sie es den Leuten gönnten, und Katri, die aus einem reichen Bauernhof im Emmental hierher geheiratet hatte, machte keine Ausnahme. Im Gegenteil! „Schaffit rächt und ässit rächt!“ waren ihre Diensthöten von ihr zu hören gewohnt, wenn sie Berge von Bohnen und Speck oder von Kraut und Schweinsrüppeli aufstrug. Sie duldete aber nur die Erfüllung des ganzen Wortes auf ihrem Hof. Die Hälfte allein schien ihr ein Übel.

Heute hieben auch alle tapfer ein, und die große, mit prachtvoller brauner Kruste bedeckte Rösti schwand dahin, wie Butter an der Sonne.

Liseli allein befolgte der Mutter Spruch vom Schaffen und Essen nur mangelhaft. Sie stocherte mit ihrer eisernen Gabel in dem Gemüße herum.

„Da gseh, Liseli, is!“ schalt die Mutter. Liseli aber lag Katris Drohung, sie in die Stadt zu schicken, wie ein Alp auf dem Herzen.

Aber nicht nur um der Blüemlisalp, der Wasserfälle und der Geißen willen wollte sie dableiben, obgleich sie an den dreien hing, wie es sich eines unten im Tal nicht vorstellen kann, sondern ganz besonders um Christen, ihres frühern Knechtes willen.

Er hatte ihr zuerst gefallen, weil er so sonnige, glückliche Augen hatte; nachher gefiel er ihr noch besser, denn er war der beste Knecht, den ihr Vater je gehabt. Nun, da er fort war, liebte sie ihn und meinte nicht mehr von ihm lassen zu können.

Warum der Vater dem Christen aufgesagt, trotzdem er ihn vorher nie genug loben konnte, hatte Liseli nicht erfahren. Es war aber daher gekommen, weil Katri, als eine kluge und umsichtige Frau, gesehen hatte, daß Christen ein hübscher Bursch war, und daß sie merkte, lange vor Liseli, daß das feine und stille Mädchen dem Knecht wohlgefiel. Sie hatte mit dem Bauern geredet, und der hatte seiner Frau nicht unrecht geben wollen, wenn sie sagte: „Wyt vom Gschütz git alti Kriegslüt!“ wobei sie sich nicht darüber ausgesprochen, wer in diesem Fall Gschütz und wer die Kriegslute seien. Der Bauer hatte dem Christen gekündigt unter dem Vorwand, daß ein Brudersohn der Frau eine Zeit lang auf dem Tschingelhof dienen wolle. Christen war gegangen und war also nun „wyt vom Gschütz“.

Aber das hatte die Bäuerin nun wieder nicht genug bedacht, daß aus einem kleinen Feuerlein ein großes werden kann, wenn ein Luftzug unerwartet hineinbläst, und in dem Fall war die Trennung der Luftzug gewesen!

Liseli war traurig, daß der Christen fort war, und mußte doch nicht, warum sie traurig sei, und als sie den Christen zum ersten Mal wieder traf, wurde sie feuerrot, bekam Herzklopfen, wagte nicht dem Burschen in die Augen zu sehen, wußte aber von der Stund an, daß sie ihn liebe.

Christen hatte schon vorher gewußt, daß er das Liseli liebe, ihr aber das zu sagen, hatte sein gesunder

Sinn ihm verboten; denn der Katri durfte er ja mit so etwas nicht kommen!

Christen Bonkänel war ein aufgeweckter und anstelliger Mensch, der schon in der Schule immer der Erste gewesen war und von sich aus, trotz dem Gespött seiner Brüder, Französisch gelernt hatte. Daß er es als Bauernknecht nicht weit würde bringen können, wußte er. Als er daher den Tschingelhof verlassen mußte, verfiel er auf den Gedanken, Bergführer zu werden. Er machte zuerst das Führerexamen zweiter Klasse, bald darauf das erste und erhielt unbeanstandet das Patent. Nun kam ihm sein Französisch zu gut, und unverweilt machte er sich daran, auch das Englisch zu studieren.

Im Kiental hatte sich der Fremdenverkehr ausgedehnt, die Gasthäuser füllten sich, in der ganzen Gegend war im Sommer jedes Süßli vermietet, und täglich gingen Züge von Bergsteigern vom Kiental ab, um die umliegenden Berge zu erklettern, den Deschinensee zu besuchen oder über das Hohürli und nach Mürren oder Wengen zu gelangen.

Da der Sommer heiß war und lange dauerte, waren gute Führer gesucht und wurden oft doppelt bezahlt, wenn sie nur zu haben waren!

Christen Bonkänel war wohl der beliebteste von allen. Kräftig wie er war, lustig und guter Dinge, dabei von klein auf mit jedem Berg, jedem Weglein bekannt und ebenso bescheiden als gewissenhaft, hatte er bald keinen andern mehr zu fürchten und kam oft tagelang nicht aus den Kleidern, sich mit wenigen Stunden Schlafes begnugend.

Er mochte die Fremden begleiten wohin immer es war, so mußten sie alle durch den Tschingel und am Tschingelhof vorbei, der nur eine kurze Strecke seitwärts lag, und es kam ihn hart an, daß er nicht rasch vom Weg abspringen und dem Liseli „Grüß di!“ zurufen konnte.

Einmal hatte er es versucht und den schrillen Schrei eines Murrentieres nachgeahmt. Und richtig! Unter die dunkle Küchentüre war Liseli getreten, weit hin an ihren weiten bauschigen Hemdärmeln kenntlich, hatte die Hand vor die Augen gelegt, um besser sehen zu können, und war stehen geblieben, bis der Christen hinter den Tannen am Ende des Tschingels verschwand und beim Herentessel den Aufstieg begann.

Seither war Christen nie vorbeigekommen, ohne sich in der Kunst, den Schrei des Murrentieres nachzuahmen, auszubilden.

Es kam aber oft vor, daß Liseli nicht in der Küche war, sondern sich mit seiner Strickarbeit ins untere Gwindli geflüchtet hatte, wo sie die

Geißen hütete oder grasen ließ. Bei der Brücke, unter der der Dündenfall sich tobend wälzte, war ihr Lieblingsplatz. Dort mußte Christen vorüberkommen, und dort hatte er sich einmal mit Liseli getroffen, sie begrüßt und ihr glücklich die Hand gegeben. Mit einem „Bhütet di Gott!“ gingen sie auseinander.

Aber ein andermal, als das Liseli dicht bei der Brücke saß und hineinstarrte in den Wirbel der weißen Wasser, kam Christen, der seine Gesellschaft nur bis Mürren hatte bringen müssen, allein den Weg hinunter. Er gab ihr einen Buschen Edelweiß, den er oben an der Schutzhütte gepflückt hatte. Damals sagten sie sich zum ersten Mal, daß sie sich lieb hatten, und von der Zeit an trugen der kräftige fröhliche Christen und das stille zarte Liseli einander im Herzen und wollten nicht mehr von einander lassen...

Und nun sollte Liseli fort, nach der Stadt. Sie wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie ein paar zerrissene Schuhe nach Kiental trug, wie die Mutter ihr



Motiv aus Ittenwiller i./E. Nach Federzeichnung von Emil Sollmann, Winterthur-Düsseldorf.

geboten hatte. Unterwegs wartete sie auf einem Bänklein auf Christen, der am Morgen drei Berner Herren nach der weißen Frau geführt.

Als es dunkelte, kamen die vier Männer zurück, und Liseli ging das kurze Stück bis zum Kiental hinter ihnen her und winkte Christen, daß sie ihm warten wolle. Er kam auch bald nach, und die beiden setzten sich unter einen Nußbaum auf eine Bank, die wohlgeschützt vor Blicken hinter einem Heuschuppen stand.

„Christen, die Mutter will, daß ich ein Jahr nach Bern soll,“ begann Liseli, „und ich weiß nicht, ist es wegen dir... Man kann nicht wissen, ob uns nicht einmal jemand gesehen hat und es ihr hinterbracht!“ Christen faste Liseli um die Schultern.

„Liseli, los, es dünkte mich ehrlicher und besser, wenn ich zu deinem Vater ginge und ihm sagte, daß wir uns heiraten wollen! Ewig mögen wir nicht warten, und einmal muß es sein! Was meinst du?“ Liseli zog ihre Schürze durch die Finger.

„Ach, Christen, die Mutter gibt das ja nie zu!“ sagte sie ängstlich und strich sich über das Haar.

„Ja, aber dabei wollen wir doch nicht stehen bleiben? Da könnten wir alt und grau werden! Wenn du aber lieber willst, daß nichts daraus wird, so sag's, und ich geh' meiner Wege und zürne dir nicht! Nur wissen möchte ich es!“ Liseli legte ihren Kopf an Christens Schulter.

„Nein, von dir lasse ich nicht! Aber ich fürchte mich halt und möchte am liebsten immer tun, was die Mutter gern will, nur damit sie nicht balget und es still bleibt.“

„Ja, du gutes Schätzeli, diesmal wird es Lärm geben! Wenn ich ihn nur allein über mich ergehen lassen könnte!“ Liseli erhob ihre klaren Augen zu Christen.

„Denk nicht, daß ich etwa nicht will oder mich abwendig machen lasse! Solange ich lebe, gehöre ich zu dir; aber böse Worte sind mir ärger als Schläge!“ Sie sann einen Augenblick nach.

„Komm du am nächsten Sonntagnachmittag! Vorher sag ich's dem Vater; vielleicht hilft er mir. Die Mutter wird schon nachgeben; aber sie ist wie ein Topf, der erst überlaufen muß! Nachher kocht es ruhig weiter!“

Die beiden Leuten verabredeten Zeit und Stunde, und Christen brachte Liseli durch den Wald bis in den Tschingel. Dort blieben sie hinter einem Baum noch eine Weile stehen und umarmten sich. Liseli hing fast heftig an Christens Hals.

„Ohne dich mag ich nicht mehr sein,“ sagte sie. „Die Mutter muß es erlauben; was sollte ich sonst machen?“

„Halt ohne die Erlaubnis der Mutter heiraten!“ sagte Christen halb ernsthaft.

„Nein, das nicht! Ohne der Mutter Segen kann eines doch nicht glücklich werden!“

„He!“ Christen zuckte die Achseln, schwieg aber und ging seinen Weg zurück.

Liseli trat durch die hintere Tür in die Küche. Da begegnete es Katri.

„Wo steckst du so lange?“ fragte sie mißtrauisch. „Es ist Zeit, daß du fort kommst!“ Liseli ging schweigend hinein in die Stube und sädelte Bohnen ab.

Der Vater häschelte an einem Stück Holz herum.

„Vater, wenn du morgen wegen dem Holzkauf

nach Reichenbach fährst, so nimm mich mit; ich habe dir etwas zu sagen!“ Der Vater warf einen Blick auf sein Mädchen, schnitzte aber ruhig weiter.

„Es wird wegen dem Christen sein,“ sagte er, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ja, es ist wegen Christen!“

„Das braucht Zeit, bis die Mutter das zugibt,“ sagte der Vater. „Aber komm nur morgen mit; wir wollen es besprechen. Der Christen ist recht...“ Darauf sagte keines mehr ein Wort, und als die Mutter hereinkam, war es so still wie immer, wenn Vater und Tochter allein in einer Stube waren.

Bald darauf kamen Knecht und Magd herein und setzten sich auf die Bank, bis der Wand entlang lief. Liseli legte ihr Bohnenmesser bei Seite und holte die Bibel und das Gesangbuch. Sie wischte die Holzspäne vor des Vaters Platz mit einem Tuch weg und legte die Bücher vor ihn hin. Er nahm eine mächtige Brille von einem Ladli herunter, die er sonst nie gebrauchte, auch zum Lesen nicht, und las darauf den Seinen langsam und andächtig ein halbes Kapitel aus der Bibel und einen Liedervers vor. Darauf sagte man sich „Gute Nacht“ und ging zu Bett.

Katri schalt, daß Liseli mit dem Vater fahren wolle, wo doch so viele Bohnen zu rüsten und zu dörren seien; aber sie gab es zu, und Liseli und der Vater fuhren in einem offenen Wägelin dem Kiental und Reichenbach zu.

„Gegen den Christen ist ja nichts einzuwenden,“ begann der Vater; „er ist brav und anständig, und man hört ihn allenthalben rühmen. Aber eine Tochter aus einem Hof wie dem unsern nimmt keinen Bergführer. Das ist ein unsicheres Brot. Jetzt wäre ja noch der Ausweg, daß der Christen auf den Hof heiraten könnte! Aber wer einmal Führer gewesen, gibt einen schlechten Bauern ab! Es würde ihm vorkommen, als wäre er eingesperrt; er würde unwirsch werden und doch das Führen wieder anfangen!“

„Vater, er möchte es machen, wie es andere auch schon gemacht haben! Ein Holzhaus hinstellen und Gäste aufnehmen! Sein Bruder ist Zimmermann, und der Christen selber hat ihm schon manchmal beim Bauen geholfen. Ich könnte das Haus besorgen und zu den Leuten sehen; das wirst du mir doch zutrauen, Vater? Damit verdienen wir neben dem Führen ein nettes Geld...“

Sie schwiegen eine Weile, jedes mit seinen Gedanken beschäftigt. Liseli war glücklich, daß ihm der Vater so entgegen kam, und der Vater baute in Gedanken am Glück seines Kindes.

„Und im Winter?“ fragte er plötzlich. Liseli wußte keine Antwort.

„Ja, im Winter! Ich weiß es nicht!“ Aber plötzlich fiel ihr etwas ein.

„Könntest du den Christen nicht bei deinem Holzhandel brauchen? Er ist den Umgang mit den Leuten gewöhnt, er schreibt so schön und rechnet gut, und du kannst ihn ja die ersten Male mitnehmen und ihn anlernen!“

„Es könnte gehen,“ sagte der Vater bedächtig; „aber versprechen will ich noch nichts. Das ist alles jetzt nur Nebensache. Die Hauptsache ist die, daß man der Mutter



St. Stephanskirche zu Straßburg i./E. Nach Federzeichnung von Emil Bollmann, Winterthur-Düsseldorf.

mit so einer Heirat fast nicht kommen darf! Der Christen war unfer Knecht! Wir Tönnen dahinten im Tschingelhof haben solche Sachen von jeher nicht als so wichtig angesehen wie die Mutter. Sie kommt aus dem Emmental, wo alles seinen ruhigen Gang geht und hell und heiter ist und die Leute erst ans Sterben denken, wenn der Tod sie beim Kragen hat. Aber wir hier herum sind näher dabei: die Lawinen, die Steinfälle, die Wasser, die jahrein, jahraus donnern, und die Leute, die erfallen ... Ich weiß nicht, es kommt mir halt nicht so wichtig vor, ob einer mehr oder weniger hat; es nimmt doch alles ein Ende, und er muß es hergeben!"

Der Bauer schwieg und sah mit seinen ernstesten, prüfenden Augen in die Weite. Er kannte jede Zacke, die zum Himmel strebte, und jeden hellen Weg, den man durch die Matten sich winden sah, er wußte jedes Wölklein zu deuten, das über dem Riesen aufstieg, und sah am ersten leisen Säufeln in den Wipfeln der Tannen, was kommen würde: Sturm oder eine Ausrückete, die den Himmel rein und blau fegte! Von Klein auf hatte er Augen für die Natur gehabt und für das, was sie belebte. Kein zwitschernder Vogel war, kein Waldtier, vom Mäuslein bis zum Eichhorn, das er nicht kannte, keine Blume, die er nicht zu benennen wußte, und kein Schmetterling, von dem er nicht hätte sagen können, wo er sich am liebsten niederließ! Es ist ein

„Gspäkiger“, der Bauer vom Tschingelhof, sagten die Leute. Es sah ihn selten einer im Wirtshaus, jahraus, jahrein kaum einmal. Weil er aber seine Sache verstand, der Hof gedieh und der Holzhandel sich ausdehnte, so konnten sie nicht viel dagegen einwenden.

„Vater, wenn der Christen am Sonntag kommt, hilfst du mir dann?“ fragte Liseli, die an nichts anderes denken konnte als an ihren Schatz und die für die großartige Schönheit des Tales heute keine Augen hatte.

„He ja! Aber gerade verzürnen möchte ich die Mutter nicht; sie ist doch die Mutter!“ Er hatte wie seine Tochter eine Scheu vor Szenen und heftigen Worten. Ahnte er eine solche, so verfiel er in ein nervöses Achselzucken.

„Daneben will ich dir helfen, zähl darauf! Und man wird ja auch nicht alles an einem Tag zwingen müssen!“

„He nein,“ sagte Liseli; „aber man möchte doch gern wissen, woran man ist!“

Der Vater hatte nun mit seinem Wagen zu tun. Es ging steil hinunter nach Reichenbach, das mit seinem alten malerischen Kirchlein und den schönen Holzhäusern gar freundlich in der Sonne lag.

Vor dem „Bären“ machte der Bauer Halt, ließ ausspannen und ging seinen Geschäften nach, während Liseli auf der lustigen Terrasse des Gasthauses saß und

an ihre Zukunft dachte, froh, den Vater auf ihrer Seite zu haben. Das Glas Rotwein, das vor ihr stand, blieb unberührt. Als der Vater kam, trank es Liseli auf einen Zug aus und bekam davon rote Backen; denn sie war den Wein nicht gewöhnt.

Auf dem Heimweg redeten sie nicht viel.

„Sieh!“ sagte der Vater und deutete auf die Blüemlisalp, die in aller ihrer Herrlichkeit vor ihnen lag, weißer als Schnee und glänzender als Kristall. Den ganzen Weg konnten sie ihre Augen kaum von dem leuchtenden Wunder abwenden, das inmitten der übrigen Berge stand, wie ein König unter seinen Vasallen. Und neben dem schmalen Fahrweg, zwischen ihm und dem Abgrund, standen mächtige schwarze Tannen, lang befrast, im Wind, der immer auf der Lauer lag, leise zitternd. Unten, tief im Tal, rauschte die Kiene, hoch-auffschäumend und ihren weißen Gischt weit über die Ufer peitschend. Was war da viel zu reden, angesichts solcher Schönheit? Da schadet Menschenwort nur, und durch Schweigen ehrt man sie am meisten.

Der Sonntag war gekommen. Hinten im Tschingel merkte man äußerlich nicht viel davon. Das gleiche Schweigen lag über dem Talende wie am Montag, und der dumpfe Lärm der Wasser ließ die Stille nur um so tiefer erscheinen. Kein Laut unterbrach sie. Hier und da kamen ein paar Wanderer, die hinauf wollten in die Berge, und die Riesen schienen sich zu recken, um die Menschen desto kleiner erscheinen zu lassen. Das Maultier kam, das den Weg zur Griesalp täglich zwei Mal machte, und schritt langsam und gleichmäßig den schmalen Pfad hinauf. An seinem Schwanz sich haltend folgte der Führer, die Last des Tieres dadurch verdoppelnd. Der Senne vom obern Gwindli stieg hinunter von seiner Alpe mit zweien seiner Kinder — er hatte deren elf — und wollte nach Reichenbach zur Kirche. Drei Stunden hatte er noch zu gehen. Sonst regte sich nichts. Unruhig und mit klopfendem Herzen wartete Liseli darauf, daß Christen komme. Sie wagte nicht, es sich auszumalen, wie es am Nachmittag sein werde! Sie lief herum und machte sich überall etwas zu schaffen, ging in den Stall, zu den Hühnern, in die Küche und blieb nirgends lange. Endlich ging sie in ihr Stüblein, nahm ihr Lösungsbüchlein und wollte sehen, welcher Spruch dem heutigen Tag bestimmt sei. Sie hoffte, die Worte würden ihr ein Wegweiser sein. Der Spruch hatte aber gar keine Beziehung zu ihrer Angelegenheit. Dann ging sie in das Gärtlein hinter dem Haus und brach ein paar Blumen, steckte sie in ein Glas und stellte sie auf den Fenster Sims.

Plötzlich fuhr Liseli zusammen. Auf dem schmalen Weg, der von der steinigen Straße abbog, kam Christen. Die Knie wankten dem Mädchen beinahe.

Wie hübsch er aussah! Und wie lieb hatte sie ihn! Sie hörte das Scharren von Christens Schuhen draußen vor der Küchentür, darauf sein starkes Klopfen.

Sie öffnete die Türe, und Christen kam herein.

„Bist du allein, Liseli?“ fragte er, sah sich schnell um und gab dem Mädchen einen Kuß. Aber sie wehrte ihm ängstlich.

„Ich will die Mutter suchen,“ sagte sie und lief hinaus.

Den Vater traf sie unter der Türe.

„Geh hinein, Vater, der Christen ist da!“ Die Mutter fand sie bei den Hühnern, mitten in der brennenden Sonne stehend und sich den Schweiß von der Stirne wischend.

„Mutter, es ist jemand da; du sollest hereinkommen!“

„So! Wer denn?“

„Der Christen!“

„Was für ein Christen?“ fragte die Mutter. „Etwa der Bonkänel? Das nähme mich wunder, was der wollte!“ Sie warf einen strengen Blick auf Liseli, die hinter ihr drein ins Haus ging.

Sie setzte sich neben den Vater an den Tisch, auf dem schon eine Halbe Roter stand. Christen stand auf und bot der Frau die Hand.

„Grüß Euch!“ sagte sie. „Man hat Euch lange nicht gesehen. Ihr werdet viel Fremde haben?“

„Alle Tage habe ich zu führen,“ sagte Christen; „man sollte manchmal doppelt sein!“

„Es freut mich für Euch,“ sagte Katri. Dann entstand eine Pause. Liseli klopfte das Herz so stark, daß sie meinte, die Mutter müsse es hören.

„Nehmet es nicht für ungut,“ begann nun Christen, „aber ich habe Euch etwas zu fragen!“

„Frag!“ sagte Katri kurz.

„Das Liseli und ich haben uns gern! Ich habe Euch fragen wollen, ob Ihr es mir zur Frau geben wölet! Ich kann mich ausweisen, daß ich es rechtschaffen erhalten kann, und wer ich bin, wißt Ihr etwa. Ihr habt es selber gesehen; sonst könnt Ihr andere Leute fragen!“ Er schwieg, und die andern schwiegen auch.

Langsam war das Blut Katri in den Kopf gestiegen.

„Mutter, was meinst du dazu?“ fing der Vater an und zuckte heftig mit den Achseln. „Er ist ein rechter Bursche!“

„Ihr seid nicht bei Trost, das Meitschi und du,“ rief Frau Katri und sah ihren Mann zornig an, „und es bleibt dabei, nächste Woche geht es nach Bern! Das ist abgemacht! Wenn Ihr darum gekommen seid, Christen,“ wandte sie sich an den Burschen, „so habt Ihr den Weg umsonst gemacht! Ihr seid ein rechter Bursche; aber daß ich Euch mein Meitschi gebe, davon ist dann keine Rede! Ihr seid Knecht gewesen und seid jetzt Bergführer, und keinem von beiden gibt man eine Tochter aus einem reichen Bauernhof! Das hättet Ihr wissen können!“

Sie hatte sich in Hitze geredet. Es war schwül draußen und dumpf in der niedern Stube. Katri wischte sich mit der umgekehrten Hand den Schweiß vom Gesicht.

„He, Mutter, ich dächte, da ließe sich noch darüber reden,“ sagte nun der Vater, und das Achselzucken wurde heftiger. „Liseli ist doch unser einziges Kind; was sollen wir da vor seinem Glück sein?“

„Glück,“ schrie Katri, „was für ein Glück ist das? Eine Bettelheirat wäre das und kein Glück! Man dürfte ja keinen rechten Menschen an die Hochzeit einladen! Einmal ich möchte niemand fragen! Mein Meitschi und ein Knecht!“

Katri riß eines der kleinen Fenster auf. Ihre Stirn war dunkelrot. Sie atmete so stark, daß es ihr fast das Tischöplli sprengte. Liseli trat zu ihr und wollte ihre Hand nehmen.

„Mutter,“ bat sie, „erlaube es doch! Ich nehme

gewiß keinen andern, wenn ich den Christen nicht bekomme!"

"Du Scheinheilige du!" schrie jetzt die Mutter. "Luft, als ob du nicht drei zählen könntest, und schickst uns mir nichts dir nichts deinen Schatz auf den Hals! Ich weiß jetzt, warum du mit dem Vater nach Reichenbach wolltest! Um mich zu überrumpeln und den Vater herumbzubringen! Und er ist Narrs genug und lost dir ab! Und hilft dir!" Katri riß das Gölter auf, daß die silbernen Haften sich bogen, und fuhr sich mit dem Finger zwischen den Hals und den Sammet des Kragens, als fehle es ihr an Luft.

"Meinetwegen mag er! Erzwing es nur, heirate du nur, nimm, wen du willst, einen ab der Gaf oder einen vom Schallenwerch, aber dann denk dran: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reizet sie nieder!“ Pötzlich schwieg Katri. Dann schnappte sie ein oder zwei Mal nach Luft, die Augen traten ihr aus dem Kopf, sie wankte und fuhr

mit den Armen herum, um sich zu halten. Christen sprang herzu, und schwer sank sie ihm an die Brust. Er hielt ihren Oberkörper, die Füße schleiften haltlos am Boden.

"Mutter," schrie Liseli, "um Gottes willen, Mutter!" Ohne ein Wort faßte der Vater Katri unter den Armen, und er und Christen trugen sie in die hintere Stube ins Bett.

"Christe, laß anspannen!" flüsterte der Bauer. "Fahr zum Doktor, so schnell du kannst! Frag im Kiental, ob er in der Nähe sei; sonst mußt du hinunter nach Reichenbach! Fahr, was du kannst, und schone das Roß nicht! Mach! Mach, Christe, und komm nicht eher wieder, bis du ihn hast!" Sami Tönnens braune Hände zitterten.

"Liseli, rufe Gisi; sie soll helfen!" Aber hilflos schüttelte Liseli den Kopf. Sie konnte nicht aufstehen und saß auf dem Stuhl neben der Mutter, die Hände ins Bettuch gekrallt, sich krampfhaft festhaltend.



Reitenholz bei Schlettstadt (im Hintergrund Hohlnüßburg). Nach Federzeichnung von Emil Bollmann, Winterthur-Düsseldorf.

„Mutter, Mutter, mach die Augen auf! Mach um Gottes willen die Augen auf!“ Sie starrte auf den regungslosen Körper, und ein Entsetzen ohnegleichen faßte sie an.

Das war doch nicht der Tod? So gesunde Menschen sterben doch nicht?

„Vater,“ flüsterte Liseli und packte Sämis Arm, „was hat die Mutter?“ Der Bauer schüttelte den Kopf und tastete nach Katri's Hand, die er aufhob und fallen ließ. Sie fiel, als wäre sie von Blei. Die Augen waren halb geschlossen, man sah die untere Hälfte der Pupille, und es schaute aus, als ob Katri darunter hervorschiele. Liseli trat der Angstschweiß auf die Stirne. Sie zitterte immer heftiger.

„Vater, gib mir ein Glas Wasser; ich kanns nicht selbst holen!“

Er brachte es ihr, und sie trank. Dann brach sie in lautes Weinen aus, das immer lauter wurde und zuletzt fast ein Schreien war.

„Liseli, nimm dich zusammen,“ sagte der Vater; „mit dem Brieggen ist nichts geschafft!“

Gisi war gekommen und stand in wortlosem Entsetzen am Bettende.

„Zieht der Mutter die Kleider aus!“ befahl der Bauer und ging hinaus.

Gisi und Liseli lösten die Hasten und Schnüre der fest anliegenden Tracht. Sie konnten den schweren Körper kaum heben und brauchten lange, bis Katri entkleidet war und in Hemd und weißer Nachjacke im Bett lag. In der ganzen Zeit hatte sich die Kranke nicht gerührt, die Augenlider nicht bewegt und nur röchelnd geatmet.

Der Bauer kam herein und brachte ein Waschbecken mit Wasser und ein Tuch, das er Katri auf die Stirne legte. Dann saßen alle drei den Wänden entlang, und keines redete.

Endlich, nach vier Stunden Wartens, hörte man das Rollen eines Wagens. Es war Christen mit dem Arzte. Er untersuchte die Kranke.

„Es ist ein Hirnschlag,“ sagte er endlich. „Zu helfen ist da nichts mehr!“

„Herr Doktor, muß die Mutter sterben?“ fragte Liseli.

„Ja. Sie kann aber noch ein paar Stunden leben, sogar noch länger.“

„Ich bin schuld, daß sie sterben muß!“ sagte Liseli. Sie sah selber aus, als müsse sie ins Grab. Der Doktor, dem Christen den Hergang erzählt hatte, fuhr sie an.

„Warum nicht gar! Die Hitze und die Schwüle sind schuld und sonst noch alles Mögliche, was ich Euch jetzt nicht erklären kann! Eure Mutter hätte ebenjogut in der Kirche oder nachts im Bette sterben können. Schuld daran! Was sind das für Lebensarten!“

Liseli antwortete nicht, nickte aber zwei Mal mit dem Kopf wie eine, die es besser weiß. Sie stellte sich unten an der Mutter Bett und sah unverwandt in das entstellte Gesicht. Christen trat neben sie und wollte tröstend seine Hand auf ihren Arm legen; aber hastig zog sie die Hand weg, schauernd die Schultern zusammenziehend.

„Was können wir für sie tun?“ fragte der Bauer.

„Nichts!“ sagte der Doktor. „Versucht es, ihr etwas einzuflößen! Wenn es geht, so ist es recht; sonst müßt ihr es lassen. Ich kann euch allen nur wünschen, daß der Tod sie bald von diesem Halbtod erlöse. Sie selbst weiß nichts mehr von sich und wird nicht mehr erwachen...“

Niemand sagte etwas.

„Morgen bis neun Uhr bin ich in Kiental; ich habe da ein paar Scharlachfälle. Länger als bis dahin wird sie es kaum machen. Schickt mir dann Bericht, Tönnen! Ade, Liseli, es tut mir weiß Gott leid um die Frau! So eine Frau!“

Der Doktor, der in seinem Halbleinanzug aussah wie ein Bauer, schüttelte allen die Hände. Er war ein schwerfälliger Mensch, und trösten war nicht seine Sache; er fand die Worte nicht. Aber er meinte es gut.

(Fortsetzung folgt).

## Letzter Herbsttag.

Ein alter Mann, der ohne je zu klagen  
Des Lebens Last ertrug in schwersten Tagen,  
Wankt einsam einer Ruhebank entgegen.  
Ein letzter Sonnenstrahl noch huscht verwegen

Ihm über's tiefgefurchte Angesicht

Und neben ihm fällt still ein dürres Blatt zur Erde.

Hermann Hellen, Thun.

## Vergeblich.

Ich wollt' dem Leid entrimmen  
Mit festem Schritt;  
Allein es saß tief innen,  
Ich trug es mit.

Oft, wenn die Sonne lockte  
Mit hellem Schein,  
Mir jäh der Atem stockte:  
Da stand ein Schrein!

Der warf so breiten Schatten,  
Mein Glück er barg;  
Ich fühlst' die Kraft ermatten  
Bei diesem Sarg.

Am Markt und in den Gassen,  
Stets war er dort;  
Mein Leid zurückzulassen  
Gibt's keinen Ort.

Nanny von Escher, Albis.

